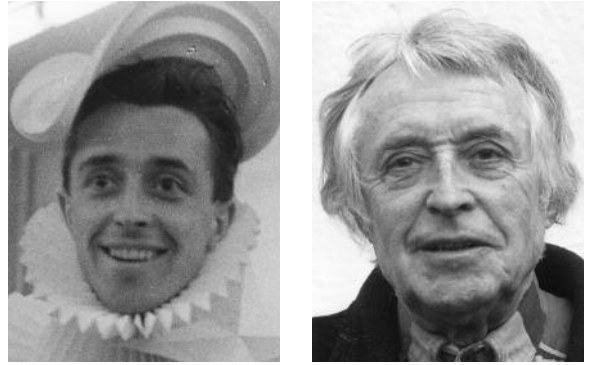


## Erinnerungen: hfg, die Anfänge. Und die Zeit vor Ulm

### Christoph Naske



Als einer der letzten Verbliebenen der Anfangsgeneration sehe ich den Sinn meines Beitrages weniger in irgendeiner Erfolgsbilanz, als vielmehr darin, den später Nachgefolgten von den ersten Anfängen der hfg Ulm – aus Studentensicht – zu erzählen und von dem, was so nebenher geschah, sowie einmal darzustellen, mit welcher unterschiedlichen Voraussetzungen und Vorgeschichten (bzw. »Hintergründen«) die einzelnen Bewerber damals nach Ulm kamen. Das ist zwar nie Gesprächsthema gewesen, weder in der Zeit damals, noch in der späteren Zeit, aber rückblickend und mit der Aufarbeitung der Vergangenheit ist es vielleicht nicht uninteressant, diesen Aspekten einmal nachzugehen, die mit einigen Beiträgen der 21 Rückblicke der Abteilung Bauen erst jetzt ins Spiel gekommen sind.

Natürlich liegt die Geschichte bei jedem Einzelnen etwas anders, doch einen gravierenden Unterschied gab es, zumindest in der Anfangszeit, z. B. zwischen den friedengewohnten Schweizern und den »hungrigen Nachkriegsdeutschen« (O-Ton Fritz Bühler). Die Ersteren konnten vermutlich im Anschluß an die Schulzeit weitgehend ungestört eine zielgerichtete Ausbildung beginnen. Bei den Letzteren waren die Unterschiede untereinander, je nach Jahrgang und Kriegsschicksal, schon groß, gegenüber den Erstgenannten aber entsprechend noch viel größer.

Wohl nur zwei der angehenden Studierenden, d. h. außer mir noch Immo Krumrey, waren noch als Soldat im Krieg gewesen, aber sicher waren auch die meisten der anderen der Nachkriegsdeutschen irgendwie von Kriegsfolgen betroffen. Ich selbst hatte im Krieg zwar noch eine Ausbildung zum Flugzeugführer genießen können, doch damit konnte ich danach nichts mehr anfangen. Inzwischen war mir auch mein Wohnort in Breslau abhanden gekommen, und ich fand meine Eltern und Geschwister in einem kleinen Dorf in Oberbayern wieder. Immerhin lebte ich noch, was vielen Altersgenossen nicht vergönnt war. Was jetzt tun, war da die Frage. Die Berufsberatung empfahl mir, in ein Bergwerk im Ruhrgebiet zu gehen. Das Arbeitsamt schickte mich in die Land-

wirtschaft. Die schöne Gegend machte das soweit erträglich, während im Vordergrund aller Bemühungen immer das Ergattern von irgendwie Eßbarem über die spärlichen Zuteilungsrationen hinaus stand, sowie ganz einfach, das Leben als solches zu bewältigen. An ein Studium war da nicht zu denken, zumal auch die Schulzeit entsprechend zu kurz gekommen war. So beschloß ich, erstmal Schreiner zu lernen. Jedoch erst zwei Jahre nach Kriegsende bekam ich die Möglichkeit dazu in einer Fachschule, nachdem ich bei Handwerksbetrieben mit über zwanzig Jahren und, ohne vom Bauernhof zu kommen, keine Chancen dafür hatte.

Nach Gesellenjahren in Frankfurt/Main, wo meine Eltern inzwischen hatten Fuß fassen können, ging ich auf Empfehlung eines Kollegen zur Tischlerfachschule in Beckum/Westfalen, wo ich neben Raumgestaltung auch die Meisterprüfung machen konnte. Da es so gut wie keine zielgerichteten Informationsmöglichkeiten gab, war man auf solche Zufallshinweise angewiesen. In Beckum traf ich auf Richard Rau, dem es ähnlich wie mir ergangen war, der aber schon ein Semester weiter war. Er war auch schon wieder nach Hause nach Pforzheim gegangen, als ich noch im letzten Semester war. In den Ferien besuchte er mich überraschend in Frankfurt und brachte ein Prospektblatt über die geplante hfg Ulm mit. Seine Mutter hatte auf irgendeine Weise davon erfahren. Wir hatten das unzufriedene Gefühl, daß das, was wir bis dahin gemacht hatten, von sehr begrenzter Sichtweise geprägt war, und sagten uns spontan: da wollen wir hin! So bewarben wir uns, jeder für sich, und wurden, nach jeweiliger Vorstellung, auch beide angenommen.

Die »Hochschule für Gestaltung« bestand aus ein paar Büroräumen der Geschwister-Scholl-Stiftung mit angeschlossener Werkstatt im 4. Stock eines Geschäftshauses in der Bahnhofstraße (Langmühlebau) und einem mäßig großen Vortragsraum der Volkshochschule am Marktplatz 9. Es gab natürlich auch noch keine Unterkünfte für die Studenten, die Stiftung hatte sich aber bemüht, rechtzeitig zum Beginn Privatquartiere zu beschaffen. Es war damals

allgemein üblich, daß möblierte Zimmer auch an zwei Studenten vermietet wurden (ohne daß sich dabei jemand etwas dachte). Ich hatte für diesen Fall erwähnt, daß ich mit Richard Rau schon bekannt sei. So bot uns die Familie Aicher, die im Dachgeschoß einer älteren Villa auf dem Michelsberg wohnte, die neben ihrer Wohnung gelegenen ehemaligen Büroräume, sozusagen das Urbüro der Stiftung, als Quartier an. Es war ein durch eine Glaswand aufgeteilter leerer Raum, den wir uns dann mit einfachsten Mitteln bewohnbar gemacht haben. Max Bill wohnte auch immer bei Aichers, wenn er in Ulm war.

Anfang August 1953 fing dann das erste Grundlehrejahr an, mit dem Kurs von Walter Peterhans. Am ersten Tag versammelten sich also die Neankömmlinge in dem Raum am Marktplatz 9. Alle waren sich natürlich fremd, und es entstand erstmal die Frage, ob wir per »Sie« oder per »Du« miteinander umgehen sollten. In Universitäten war damals wohl das »Sie« allgemein üblich, aber in unserem Fall hat das »Du« doch schnell obsiegt.

Die Arbeit bei Peterhans hat uns alle sofort in ihren Bann geschlagen. Für uns, besonders für uns vom modernen und internationalen Kulturgeschehen lange abgeschnitten gewesenen Nachkriegsdeutschen, war dieses Tun und Gewinnen



Oben: Unterrichtspause im Gartenhof Marktplatz 9 mit Walter Peterhans (IIT Chicago), August 1953

Links: In der Werkstatt Bahnhofstraße, 1953/54. V. v. n. h.: Gerhard Gehle, Richard Rau, Josef Schlecker, Christoph Naske

Rechte Seite, v. o. n. u.:

- 1 Christoph Naske mit Papierfaltarbeiten aus dem Unterricht von Albers
- 2 Hans G. Conrad (»Cony«)
- 3 Bei der Arbeit: Klaus Erler, Helmut Müller-Kühn, Christoph Naske, Guido Herzog, Paula Krampen
- 4 Josef Albers im Unterricht, ca. 1953. Richard Rau, Guido Herzog, Hans G. Conrad, Ingela Albers, Christel Stankovic, Josef Albers

Übernächste Seite:

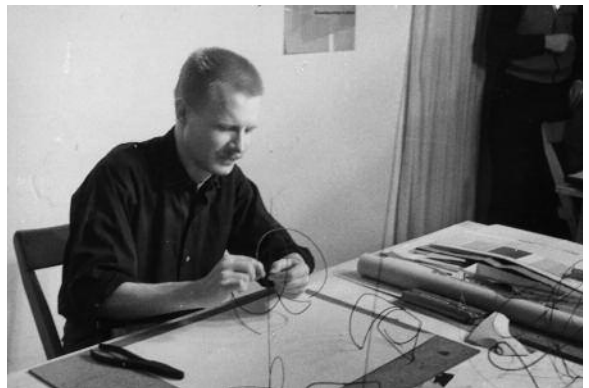
- Josef Albers im Unterricht, ca. 1953. Christel Stankovic, Armin Bohnet, Helmut Müller-Kühn, Almir Mavignier, Christoph Naske, Maurice Goldring, Hans G. Conrad, Otl Aicher

von Erkenntnissen eine völlig neue Wahrnehmung, fast geradezu eine Art Offenbarung. Das bezieht sich auch auf die anderen Kurse der Grundlehre, Josef Albers, Kurjel, etc. Auf einen Nenner gebracht, war es das Sehenlernen und das Kennenlernen der Wege, die dazu führten, eben das Augenöffnen, das zu einer eminenten Erweiterung des Gesichtsfeldes führte und für alle späteren Tätigkeiten eine Basis schuf.

Über die Lehrinhalte und -methoden ist schon so viel Kompetentes gesagt und geschrieben worden, daß ich hier mehr davon erzählen will, wie das alles am Anfang gelaufen ist und wie sich die Situation der Studenten bzw. aller Beteiligten entwickelt und gestaltet hat.

Verglichen mit etablierten Ausbildungsinstitutionen war hier natürlich alles ganz anders. Der Teilnehmerkreis dieses ersten Grundlehrejahres war nicht von Anfang bis Ende konstant. Nicht für alle war es die Vorstufe für ein angestrebtes Studium, sondern mehr eine eigenständige Veranstaltung, und einige stießen auch erst nach und nach dazu. Otl Aicher z. B. war bei Peterhans und Albers als Teilnehmer dabei, Ingela Albers (MA) über die ganze Zeit, sie war die Frau des Ulmer Stadtbaudirektors. Fred Hochstrasser mußte sich schon bald dem Baubeginn auf dem Kuhberg widmen, wie auch Hermann Delugan, der im Grundkurs nur ein kurzes Gastspiel gab. Nach und nach kamen noch Almir Mavignier, Ello Hirschfeld und Martin Krampen mit seiner damaligen italienischen Frau Paula dazu, die sich mit Glöckchen an den Schuhen bemerkbar machte. Auch Colette Thienhaus, die Frau von Bills Assistenten Florian Thienhaus, war zeitweise dabei. Immer dabei war Bambi, ein Chow-Chow wie ein kleiner Löwe, den der »Cony« (Hans G. Conrad) mitbrachte. Peter Gautel und Armin Bohnet, die zusammen ein Quartier hatten, brachten noch Trompete und Kontrabaß mit, die vor Ort stationiert blieben für gelegentliche Bedarfsfälle.

Das ging also alles so ganz locker vonstatten, dennoch verlor die Arbeit selbst nichts an Ernsthaftigkeit und Intensität. Alle waren mit vollem Eifer dabei. Nicht unerwähnt bleiben darf die Mittagessensversorgung, die die Stiftung über die Firma Magirus organisiert hatte. Die mit einschlägiger Erfahrung Gesegneten wußten, daß es auf den ersten Tag ankommt, wie die Versorgung dann weitergeht. Es gab Schinkennudeln, und wir haben uns bemüht, möglichst wenig davon wieder zurückgehen zu lassen, mit Dauererfolg, was für Schweizer Wohlstandsbürger schon etwas merkwürdig wirkte. Doch man darf wohl davon ausgehen, daß Prägungen, die Menschen in ihrer Jugend erfahren, lange Zeit fortwirken. Für mich bedeutete das jedenfalls, daß ich damit noch weitgehend meine Abendverpflegung bestreiten konnte, um meinen knappen Etat zu entlasten.







Im Laufe der Zeit kam dann auch der Kuhberg immer mehr ins Blickfeld. Da war dann erstmal die Grundsteinlegung, später das große Richtfest mit hohem Besuch, und das gab auch immer wieder Grund zum Feiern.

Während der Bauzeit gab es auch die Möglichkeit, in der Freizeit Eigenleistungen mit einzubringen, was ich gerne wahrnahm, aus schon erwähntem Grunde. Peter Gautel und ich haben z. B. die Kittfalte der Fenster vor dem Einbau mit Leinöl gestrichen. Später habe ich im Werkstatt-Trakt die Türen eingebaut. Noch in der Werkstatt Bahnhofstraße habe ich für den nächsten Grundkurs eine neue Serie Tischböcke gefertigt, mit Richard Rau als »Gesellen«, den ich dafür gut bezahlen konnte.

Irgendwann in der Zeit kam auch Paul Hildinger als Leiter der Werkstatt Holz dazu. Er war etwas überrascht davon, daß er unter seinen »Lehrlingen« einen mit Meisterbrief vorfand, den er selbst damals noch nicht hatte. So war unser Verhältnis zueinander erstmal, unnötigerweise, ziemlich verkrampft. In der Werkstatt gab es inzwischen etliche große Sperrholzplatten, die geradezu dazu herausforderten, auf zwei Böcke gelegt, zum Tischtennispielen zu dienen. Das fand auch allgemein großen Anklang, und im spielerischen Wettstreit ließen sich auch alle Verkrampfungen lösen, ein gutes Beispiel dafür, wie so etwas funktionieren kann, im Kleinen wie im Großen.

Auch sonst fehlte es nicht an Gelegenheiten zu sportlicher Betätigung. Otl Aicher hatte initiiert, daß wir uns ab und zu auf einer Donauwiese zum Faustballspiel trafen. Da waren auch Freunde von der »Gesellschaft 50« mit dabei, und es ging recht lustig zu. Paul Hildinger kam auch bald dazu. Er hat unerbittlich die Punkte gezählt, während wir anderen mehr Zwerchfell und Lachmuskeln strapazierten. Es gab dann auch noch einen Pferde-Hof am Fuße des Kuhbergs, bei dem man Pferde zum Reiten ausleihen konnte. Das haben wir dann auch mal, oder mehrmals, das weiß ich nicht mehr, wahrgenommen, zu dritt, Frauke Koch-Weser (später Decurtins), Florian Thienhaus und ich. Frauke war vermutlich in ihrer Jugend in Brasilien über die Plantagen geritten, Florian Thienhaus als geborener Kavalier konnte das sicher von Haus aus, und ich hatte das mal bei der Reiter-HJ gelernt. So sind wir munter durchs Gelände um den Kuhberg geprescht.

Ich erwähnte schon die »Gesellschaft 50«. Das war eine gesellschaftliche Vereinigung mit fortschrittlicher Gesinnung, die in Gegnerschaft stand zum »Verein Alt-Ulm« mit mehr restaurativer Gesinnung. Die »Gesellschaft 50« hat sich von vornherein sehr freundschaftlich um die hfg und alle Beteiligten, einschließlich Studenten, gekümmert. Es gab Einladungen zu Veranstaltungen, diversen Ausflügen mit dem Bus

etc. bis zum gemeinsamen »Nabada« am Schwörmontag (erster Montag im August) 1954. Die »Gesellschaft 50« hatte ein großes Floß mit historischer Darstellung erstellt und Freiwillige von uns als »Besatzung« vereinnahmt. Wir mußten allerdings die meiste Zeit im Wasser nebenherschwimmen, weil das Floß sonst unter Wasser ging, so ca. fünf viertel Stunden. So wie für den Rest dieses Tages habe ich meiner Lebtag lang nicht mehr geschlortert.

Wer sich noch in der Anfangsphase um uns gekümmert hat, war Dr. Roderich Graf Thun, Mitglied des Verwaltungsrates und zugleich Vorstand der »Gesellschaft der Freunde der Geschwister-Scholl-Stiftung«, einer Institution, von der ich allerdings nichts mehr weiß. Er war der Einzige aus den diversen Gremien um die hfg herum, der persönlichen Kontakt zu uns Studierenden pflegte, und hat uns auch einmal in sein Schloß in Jettingen eingeladen, wo es viel »Kalterer See« zu trinken gab, aus seiner Stammheimat. – Die Flaschen standen so schön aufgereiht auf dem Kaminsims ...

Graf Thun hatte nach dem Krieg in Jettingen einen holzverarbeitenden Betrieb eingerichtet und anfangs Kinderspielzeug produziert. Er war nicht der einzige auf dem Markt, der mit so etwas anfang, doch später, als nach und nach wieder Radios auf den Markt kamen, konnte er für verschiedene Firmen die Gehäuse dafür fertigen und liefern. Darunter war auch eine gewisse Firma Braun, als Radiohersteller auch nicht renommierter als ein halbes Dutzend anderer. Aber bei Braun hatte gerade die jüngere Generation das Ruder übernommen, und es waren auch schon Kontakte zu Wilhelm Wagenfeld aufgenommen worden. So war es dem Grafen Thun wohl möglich, die Verbindung zwischen Braun und hfg herzustellen, wie ich den Zusammenhang vermute. Das erste größere und entscheidende »Arbeits«-Treffen fand am 24. Mai 1955 in Jettingen statt: Erwin Braun mit vier leitenden Herren, Graf Thun mit seinem Kompanion / Geschäftsführer / Betriebsleiter Untied und von uns, d. h. hfg, Hans Gugelot, Helmut Müller-Kühn und ich kamen zusammen und beschlossen das weitere Vorgehen. Danach stürzten wir uns gleich in die Arbeit, um für die Funkausstellung in Düsseldorf Ende August eine neue Serie Braun-Radiogeräte präsentieren zu können. Zugleich entwickelten Otl Aicher und Hans G. Conrad (»Cony«) ein neues Bausystem für den Messestand, das immer wieder andere Variationen in der Anwendung ermöglichte. In Düsseldorf stach dieser neue Messestand extrem von den bis dahin üblichen »Papp-Burgen« ab, und Braun zeigte darin ausschließlich die neuen Geräte, kein Stück mehr von den alten. Die eigenen Verkaufsleiter, noch wenig informiert, waren völlig überrascht, nahezu schockiert, und fühlten sich den Frotzeleien der Konkurrenz-Kollegen ausgesetzt. Ich war mit am Stand

und hatte vollauf zu tun, denen und auch Kunden die neue Linie nahezubringen.

Die Aufgaben in der Abteilung vor der Verbindung mit Braun bestanden zu einem guten Teil aus internen Ausbauprojekten. Mir fiel es z. B. zu, die Ausführungszeichnungen für die große Bartheke nach 1:100-Bill-Entwurf zu machen, sowie die Küchenplanung einschließlich Auswahl der Geräte und ähnliches. Was die anderen der nach dem ersten Grundkurs in die Abteilung Produktgestaltung übergetretenen Studenten in der Zeit im einzelnen gemacht haben bzw. ob es auch gemeinsame Lehrveranstaltungen gab, weiß ich nicht mehr zu sagen.

Doch zurück zum Kuhberg. Im Sommer 1954 war der erste Grundkurs, noch am Marktplatz 9, mit einer Ausstellung aller Arbeiten im Ulmer Museum zu Ende gegangen, und das ganze Geschehen verlagerte sich nun immer mehr auf den Kuhberg. Ich weiß die Fertigstellungsdaten der einzelnen Bauten nicht mehr so genau, auch nicht, ob wir die Arbeit bzw. Lehre in der Abteilung Produktgestaltung erst auf dem Kuhberg oder schon in der Bahnhofstraße begonnen haben. Mit als erste waren wohl die Lehrhäuser fertig und beziehbar. So zogen dann Aichers in das ihre ein. Dadurch ging uns, d. h. Richard und mir, das schöne Quartier auf dem Michelsberg verloren. Richard konnte bei Gugelots unterkommen, und ich quartierte mich erstmal gleich auf der Baustelle ein. Ich bezog einfach mitsamt meinen Behelfsmöbeln eines der Werkstatteleiter-Zimmer. Der Fußboden war da noch nicht drin, aber die Türen konnte man zumachen. Das ging so eine ganze Weile, doch als es dann brenzlich wurde, konnte ich ein Leerzimmer in der Innenstadt finden.

Eine gemeinschaftliche Aktion der Abteilung war, zwar etwas außerhalb des Lehrbetriebes und auf eine Idee von Hans Gugelot hin, die Ausrichtung des großen »Frühlingsfestes« am 14. Mai 1955. Anlaß war die Fertigstellung von Mensa, Küche und Bartheke, Sinn der Übung eine Intensivierung der Kontakte zu den Ulmer Bürgern, für die die hfg-ler weit draußen vor den Toren der Stadt auf dem Kuhberg ein abgeschiedenes Dasein führten. Auch, natürlich, um diesen Ulmern vorzuführen, was sich inzwischen auf dem Kuhberg getan hatte. Es wurden also viele bekannte und prominente Ulmer Bürger sowie sonstige Prominente aus nah und fern eingeladen. Die Eintrittskarten waren nicht so ganz billig, mehr so nach Schweizer Vorstellungen. Und es wurden bei diesem Anlaß die Barhocker, d. h. die Namensrechte daran, meistbietend versteigert. Der »Gütsch« hatte eine ihm bekannte Jazzband aus der Schweiz engagiert. Die kam allerdings erst eine Weile nach Beginn des Festes auf dem Kuhberg an und mußte sich erst einmal stärken ... Es wurde dann noch ein ganz schönes, (feucht-)fröhliches Fest dar-



aus, das schließlich, wenigstens für die Veranstalter, in einem kleinen Chaos endete. Die Barbesetzung hatte das mit dem Nüchternbleiben nicht so ganz in die Reihe gekriegt.

Mit dem Umzug auf den Kuhberg war die Verbindung zu unserem Zeichenbedarfsgeschäft Berger, nur wenige Schritte vom Marktplatz entfernt, problematisch geworden. Da ich wenigstens ein altes Motorrad hatte – Autos gab es bei Studenten da noch nicht – ließ ich mich vom »Berger« engagieren, ein kleines Auslieferungslager in unserem Arbeitsraum, gleich neben dem oberen Eingang, zu unterhalten. Berger bot mir ein gewisses Fixum, und ich konnte den Bedarf ganz gut befriedigen, doch das erwartete große Geschäft konnte Berger damit wohl nicht machen, aber mir half es weiter.

Im Zuge dieses ganzen sehr ungewöhnlichen Verlaufes und wohl auch durch die isolierte Lage des Kuhberges hatte sich von vorn herein ein Gemeinschaftsgefühl nahezu familiären Charakters herausgebildet. Die Ferien waren eher eine unliebsame Unterbrechung, und danach kam man gern wieder »nach Hause« auf den Kuhberg. Dabei war der Kreis der »Familienmitglieder« durchaus nicht immer konstant. Es kamen immer mal wieder Interessierte, die eine Weile lang irgendwie mitgemacht haben, zum »Hineinschnuppern«, dann aber wieder verschwanden.

Es war auch die ganze Zeit über, mindestens bis hin zur offiziellen Eröffnung im Herbst 1955, noch nicht zu übersehen, ob und wie und wann jemals eine Abschlußprüfung stattfinden würde, und welchen Wert so ein privates Abschlußdokument in der Öffentlichkeit haben würde. Besonders für die Älteren war das von Bedeutung. Für mich spitzte sich zum gleichen Zeitpunkt die finanzielle Lage empfindlich zu: Die staatliche Ausbildungsbeihilfe, die es noch nicht lange gegeben hatte, entfiel wegen Überschreitung der Altersgrenze. In der elterlichen Wohnung in Frankfurt hatte ich ein Zimmer, das meine Mutter an einen Studenten vermieten konnte. Jetzt waren meine Eltern nach Bonn / Bad Godesberg umgezogen, so entfiel auch diese Quelle. Und mit gegen dreißig Jahren wollte ich ganz gern auch mal auf eigenen Füßen stehen.

Da erfuhr ich, wieder auf verschlungenen Umwegen, daß Siemens solche Leute suchen würde, und nahm mal, versuchsshalber, die Verbindung auf. Siemens: das war aus damaliger Sicht das non plus ultra. Wenn man bei Siemens ankommen konnte, dann hatte man, so war die allgemeine Vorstellung, für sein Leben ausgesorgt. Und ob sich so eine Gelegenheit nochmals bieten würde, wer konnte das schon wissen. Den Versuch wollte ich machen und ließ mich dafür vorerst von der hfg beurlauben. Davor war noch die offizielle Einweihung, zu der auch der Leiter der Siemens-Produktgestaltung eingeladen war. Den konnte ich bei der Gelegenheit auch mit Richard Rau bekannt machen, der sich schon eine Weile aus mehr privaten Gründen aus Ulm zurückgezogen hatte. Er wurde so auch gleich mit engagiert, und bald darauf fingen wir beide dann bei Siemens in München an. Die Vorstellung, nach Ulm zurückzukommen, hat sich jedoch dann immer mehr verflüchtigt. Nur zu den Faschingsfesten etc. mußte ich natürlich kommen, und ich habe viele persönliche Kontakte aufrecht erhalten. Die Frage, ob der Schritt richtig war oder nicht, habe ich mir nie so recht beantworten können, aber es ist sinnlos, darüber zu spekulieren, was gewesen wäre, wenn ... Ein gewisser kleiner Stachel irgendwo unter der Haut ist mir jedoch geblieben. Was ich von Ulm mitgenommen habe, war die enorme Erweiterung des Gesichtsfeldes, das visuelle Urteilsvermögen und die hier geprägte Einstellung zu den Dingen, allgemein und insgesamt.

Oben: Richtfest auf dem Kuhberg, 5. Juli 1954. Angela Hackelsberger trägt auf

Rechts: Richtfest auf dem Kuhberg, 5. Juli 1954. Max Bill tanzt



Mit der großen Einweihungsfeier waren also die »Anfänge« abgeschlossen, und der reguläre Betrieb konnte zum Normalzustand gedeihen. Aus der Zeit nach Ulm habe ich nicht so viel Außergewöhnliches zu berichten, nur der Vollständigkeit halber will ich das kurz skizzieren. Hochfliegende Vorstellungen waren schließlich dem Alltagsgeschehen gewichen. Bei Siemens war ich als Braun-Mensch abgestempelt und hatte mich um so eine Art Kompromißradios zu kümmern. Nach ein paar Jahren, »Cony« war inzwischen zu Braun gegangen, holte er mich auch dorthin für Ausbau und Einrichtung von Verkaufsbüros und Messestandbau. In der Produktgestaltung bei Braun hatte sich da schon Dieter Rams etabliert. Richard Rau ist auf Dauer bei Siemens geblieben. Nachdem bei Braun die Aufgaben für mich abgeschlossen und Cony als Werbechef zur Lufthansa nach Köln gegangen war, wechselte ich wieder in den Produktbereich, diesmal, auch in Frankfurt, bei der AEG. Dort traf ich auch auf einige hfg-Absolventen, denen ich aber vorher noch nicht begegnet war. So gingen wir genau so korrekt per »Sie« miteinander um wie mit den anderen Kollegen. Es gab da eben noch keinen »club off ulm«!

Nach wiederum ein paar Jahren kam mir ein Stellenangebot im »VDID extra« in die Hände von einer aufstrebenden Möbelfirma, die sich zufällig genau in dem Gutsanwesen etabliert hatte, bei dem ich nach dem Krieg als Landarbeiter gearbeitet hatte. Immerhin in einer der schönsten Gegenden von Oberbayern. Sie suchte jemand für Produktentwicklung und -gestaltung. Dem konnte ich nicht widerstehen und kam auch zum Zuge, wobei ich die Sichtweise »Lebensqualität« vor die von »Karriereanstreben« stellte. Meine Familie hat es mir gedankt. Die Firma als solche war eine Nachkriegswirtschaftswunderblüte, die einige Jahre später den härteren, will sagen normalen Anforderungen nicht mehr gewachsen war. Ich konnte mich jedoch rechtzeitig vorher abseilen, um die letzten siebzehn Berufsjahre freischaffend als Ein-Mann-Büro zu bestreiten. Cony hatte früher mal einen solchen Status verächtlich als »Herrgottschnitzer von Oberammergau« abqualifiziert, doch manch einer, der meinte, von vorn-

herein nur in großem Stil anfangen zu können, ist damit kläglich gescheitert. Mein Wahlspruch in der Sache stammt von Bert Brecht und lautet: »Es geht auch anders, doch so geht es auch.«

Aber ohne Ulm wäre das alles nicht so gegangen!

